

E I N Ü B U N G U N D W E I S U N G

»Ich bin der wahre Weinstock« (Joh 15,1)

Anleitung zur Meditation über die Selbstaussagen Jesu

DER WAHRE WEINSTOCK

Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, entfernt er, und jede, die Frucht bringt, reinigt er, daß sie noch mehr Frucht bringe. Ihr seid bereits rein durch das Wort, das ich zu euch gesprochen habe. Bleibt in mir, und ich bleibe in euch. Wie die Rebe nicht von sich aus Frucht bringen kann, es sei denn, sie bleibe am Weinstock, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Wenn einer nicht in mir bleibt, wird er fortgeworfen wie der Rebzweig und verdorrt; man liest sie zusammen und wirft sie ins Feuer, und sie verbrennen. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, dann bittet, um was ihr wollt — es wird euch zuteil werden. Dadurch wird mein Vater verherrlicht, daß ihr viel Frucht bringt und meine Jünger werdet.

Joh 15, 1—8

Das Bild ist in der alttestamentlichen Überlieferung bekannt. Der Weinstock ist ein Symbol des Volkes Gottes (Dt 32,32; Os 10,1; 14,8; Jer 2,21; 8,13; Ez 15,2; 19,10—14). Darum ließ Herodes über dem Tempel eine goldene Traube anbringen. Ebenso geläufig ist das Bild von Gott als dem Weingärtner, der sich in Israel (Ps 80 [79], 9—16; Is 3,14; 5,2—7; 27,2; Jer 5,10; 12,10) und im messianischen Gottesreich (Hl 2,15; 8,117) einen Weinberg angelegt hat. Dem schattenhaften Vorbild gegenüber ist Christus der ‚wahre‘, der eigentliche und von nun an einzige Weinstock, den der Vater gepflanzt hat. Er ist das Haupt des neuen Gottesvolkes, die Erfüllung des messianischen Reiches, der Lebensbaum inmitten des wiederöffneten Paradieses. Auf dem Hintergrund des Abendmahles erhält das Bild noch eine eucharistische Note: „Wir sagen Dir Dank, unser Vater, für den heiligen Weinstock Deines Knechtes David, den Du uns durch Jesus, Deinen Knecht kundgetan hast“ (Didache 9, 2).

Somit scheint das Bild zunächst nur die überfließende Quelle des neuen, göttlichen Lebens darzustellen, die der Vater uns in seinem Sohne geschenkt hat und auf die er selbst in Liebe und Wohlgefallen herabschaut: „Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner“. Dieses Bild der Fruchtbarkeit, voll Köstlichkeit und Labung, wie sie für die Endzeit verheißen sind, wird nun aber durch eine weitere Aussage jäh zerstört. „Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, entfernt er, und jede, die Frucht bringt, reinigt er, daß sie noch mehr Frucht bringe“. Wie ist es möglich, daß es am Weinstock Christus Reben gibt, die keine Frucht bringen? Haftet ihm damit nicht ein Mangel an? Wie kann es sein, daß der Vater den ‚wahren‘ Weinstock beschneiden und reinigen muß? Sind das nicht Vorstellungen, die ins Alte Testament gehören? Ist nicht die Vorgeschichte unseres Heiles, die immer wieder und oft in so furchtbarem Weise von einer schneidenden und reinigenden Tätigkeit Gottes zu berichten weiß, in und durch Christus endgültig überwunden? Nur das Staunen über diese Fragen öffnet den Zugang in die Tiefen eines göttlichen Geheimnisses.

Die Schwierigkeit der Bild- und Rätselrede des Herrn wird nicht dadurch behoben, daß gesagt wird, das Schneiden und Reinigen beziehe sich nicht auf den Weinstock, sondern nur auf die Reben. Denn es besteht doch die innigste Einheit zwischen beiden: er ist in ihnen und sie sind in ihm; das Bild spricht von der Rebe „an mir“ (ἐν ἐμοὶ). Daher auch die einzigartige Wirkung dieser Einheit: „Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt viel Frucht“ (5). „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, dann bittet, um was

ihr wollt — und es wird euch zuteil werden“ (7). So innig ist die Einheit zwischen Christus und den Seinen, daß Paulus sagen kann: „Nicht mehr ich lebe, nein, Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20). Man kann also mit Recht fragen: Wie ist es möglich, daß einer ohne Frucht bleibt oder noch einer schmerzlichen Reinigung bedarf, wenn er wirklich einmal in die bestürzend-seligen Abgründe des göttlichen Lebens gefallen ist und mit dem alles verzehrenden Feuer der Liebe Gottes in Berührung kam? Und wenn es dennoch im Geheimnis der Einheit von Weinstock und Rebe zu einem Versagen des Menschen kommen kann, wenn dieser ohne Frucht bleibt, ungeläutert, voll selbstsüchtiger Begierde, und darum Gott als Herr des Weinbergs um seiner Heiligkeit willen schneiden und reinigen muß, bedeutet das nicht auch für den menschgewordenen Sohn Gottes Schmerz und Verdemütigung? Welche Mahnung für uns!

Die Verbundenheit von Weinstock und Rebe ist uns für gewöhnlich ein Bild der seins-haften, organischen Verbundenheit des Christen mit Christus in der Gnade. Die einseitige Herausstellung dieses Gedankens wäre aber nur die halbe Wahrheit; sie könnte zu einer falschen Sicherheit verleiten und den Menschen im Bewußtsein eines beglückenden Besitzes ausruhen lassen. Der Herr selbst rückt überraschenderweise einen ganz anderen Gedanken in den Vordergrund, die Notwendigkeit des Fruchtbringens. Damit erhält das ursprünglich nur die Fülle anzeigennde Bild einen dynamischen Charakter. Das „Bleibt in mir!“ hat seinen eigenen Klang von der Möglichkeit und Gefahr her, keine Frucht zu bringen und darum abgeschnitten, fortgeworfen und verbrannt zu werden. Die gnadenhafte Gemeinschaft mit dem Herrn ist somit von einer heiligen Unruhe erfüllt. Wer Frucht bringt, soll noch mehr Frucht bringen; er muß in den Gesinnungen Christi, in der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, in der Geduld, Demut und Liebe ständig wachsen. Es ist nie genug. Was kann der Mensch dazu tun? Nur das eine: „Bleibt in mir!“, „Meine Worte (müssen) in euch bleiben“, d. h. glaubt! Baut nicht auf eure eigene Kraft oder die Güter dieser Erde; laßt euch vielmehr von mir und dem, was ich euch gesagt habe, tragen, halten und umfangen! Würde der Christ aus der Haltung des Glaubens herausfallen und wie im Bereich des rein irdischen Handelns seinen menschlichen Kräften vertrauen, seine persönliche Leistung wohlgefällig betrachten, dann wäre er im Hinblick auf das eigentliche Ziel seines Lebens: die Liebe zu Gott und den Mitmenschen, unfruchtbar, wertlos wie der verdornte Rebzweig, den man auf den Haufen wirft, um ihn schließlich zu verbrennen.

Es bedarf darum für den Menschen einer radikalen Reinigung, die nicht nur die oberen Schichten seines Bewußtseins, die offenkundigen Motive seines Handelns erfaßt, sondern den Grund der Seele, ihre Tiefenschichten erreicht, in denen die Wurzeln eines falschen Selbstbehauptungswillens liegen. Diese Reinigung kann nur Gott bewirken; denn sie kommt einer völligen Umkehr des Denkens gleich. Worin besteht sie? Nicht in einem positiven, unmittelbaren Handeln Gottes an der Seele, sondern in einem Entzug. Es ist eine passive Reinigung. Gott entzieht dem Menschen Güter dieser Welt, auf die er sich stützen, an die er sich klammern möchte; er entzieht ihm damit den natürlichen Boden seines Selbstbewußtseins, so daß er schmerhaft im Leeren hängt und erkennt, was es heißt: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“. Eine solche Reinigung birgt aber zugleich auch die Gnade des Glaubens in sich, des Glaubens an den menschgewordenen Gottessohn, an Jesus Christus als den Erlöser und Heilbringer. Auf ihn hin soll der Glaubende sich fallen lassen, an ihn soll er sich klammern. Wer das tut, der erfährt im Glauben — nicht notwendig in einem fühlbaren Erleben —, wie er von Christus gestützt und getragen wird und in ihm eine neue Kraft erhält. „Bleibt in mir, und ich bleibe in euch“.

Uns also ist aufgetragen, zu glauben, an Christus und sein Wort; dem tatsächlich geübten Glauben geht die Reinigung, die Gott in uns bewirkt, parallel: „Ihr seid bereits rein durch das Wort, das ich zu euch gesprochen habe“. Er aber läßt uns teilhaben an seinem Leben. Und worin besteht dieses Leben? In der Liebe. Der Liebende hat das Bewußtsein, alles zu erhalten, um was er Gott bittet, und alles in Christus zu vermögen. Der dieser Welt und sich selbst Gestorbene, der in Christus reich Gewordene ist mehr Mensch als der Nicht-Erlöste, weil er die größere Liebe hat, und mehr als Mensch, weil der liebende Gott in ihm handelt und in ihm lebt. Er ist eine Verherrlichung des Vaters, der die Liebe ist. „Dadurch wird mein Vater verherrlicht, daß ihr viel Frucht bringt und meine Jünger werdet“.

Noch einmal kehren wir zum Bild vom Weinstock zurück. Es ist nun angefüllt mit dem Geheimnis des Glaubens und der Liebe. Es regt nicht nur zum Staunen an, es beglückt nicht nur und weckt nicht nur die Dankbarkeit. Es ist zum Anruf geworden, uns selbst und alles Irdische zu lassen und Christus anzuhängen, zum Anruf, in der Freiheit von aller Selbstsucht immer mehr Früchte der Liebe zu bringen.

DIE AUFERSTEHUNG UND DAS LEBEN

Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt; und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.
Joh 11, 25—26

Das Wort ist im Angesicht eines Grabes und der allgemeinen Trauer über den Tod eines geliebten Menschen gesprochen. Der Gegensatz zwischen dem Wort, das Glauben verlangt, und der sichtbaren Wirklichkeit ist groß. Seit vier Tagen ist Lazarus tot. Das verschlossene Grab bezeugt die Endgültigkeit und Unwiderruflichkeit eines allgemein menschlichen Schicksals. Das reiche und ausgedehnte orientalische Trauerzeremoniell hebt die Hoffnungslosigkeit und Trostlosigkeit des Todes kräftig ins Bewußtsein. „Die Haupttrauer dauerte sieben Tage; während dieser Zeit empfingen die Hinterbliebenen im Trauerhause, auf Teppichen oder Matten sitzend, die Beileidsbesuche; daran schloß sich eine Nachtrauer bis zum dreißigsten Tage an“ (Schick). Auch Jesus trauert; weinend geht er zur Grabhöhle. Und noch eine andere, sehr merkwürdige Bewegung durchzieht seine Seele. „Er ergrimmte im Geiste und brachte sich in Erregung“ (v. 33). Richtet sich sein Unwillen gegen die Hoffnungslosigkeit der Umstehenden und ihren zu geringen Glauben oder „gegen den Tod als solchen, der im Gefolge der Sünde als zerstörerische Macht in Gottes Schöpfung eingedrungen war und als Quelle bittersten Leids auf der Menschheit lastet?“ (Schick) Jedenfalls kommt das Herrenwort von der Auferstehung und vom Leben aus der konkreten Todeserfahrung und erhält von daher einen kämpferischen, ja geradezu triumphierenden Klang.

Ein sterblicher Mensch erhebt sich gegen die Macht des Todes. Welch unerhörtes Selbstbewußtsein! Wie soll man es verstehen? Auch der Mensch Jesus kennt das Sich-Aufbäumen der Natur gegen den Schmerz und das Leid. Mag sein, daß davon in seinem Wort etwas mitschwingt. Aber es ist nicht das Eigentliche. Was hier geschieht, bezeugt vielmehr den Einbruch Gottes in die Welt des Menschen, auf der als Fluch das Todesschicksal liegt; bezeugt, daß Gott am Ort des Todes, ja inmitten der Verwesung schon anwesend ist als der Lebendige und Leben Spendende. Das „Ich“ des Wortes Jesu ist das Ich Gottes, aber im sterblichen Fleische, in der dem Tode verfallenen Kreatur, im Weinen und in der Erschütterung des Menschenherzens. Es ist darum kein Grund mehr zu jener alles überschwemmenden und erstickenden Trauer, wie sie hier am Grabe des Lazarus sich kundtut. Der Sieg über den Tod ist schon sichtbar geworden. Gott hat in Christus sein endgültiges Ja zum Leben des Menschen gesprochen.

Was ist das für ein Leben? Nicht jenes, das wir hinieden führen. Das Leben, das Jesus verheißt, liegt jenseits der Sichtbarkeit dieser Welt und jenseits des Todes. Es ist von tieferer Art, so daß es vom Tode gar nicht berührt wird. Es ist mit dem Glauben an Christus und an das Wort seiner Verheißung gegeben: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt; und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben“. Darum ist dieses Leben jetzt schon da, es ist eine gegenwärtige Wirklichkeit und Macht. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, der hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist aus dem Tode ins Leben übergegangen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es kommt die Stunde, und sie ist jetzt da, in der die Toten die Stimme des Gottessohnes hören werden, und die auf sie hören, werden leben“ (Joh 5, 24—25). Wer sind die Toten, die des Gottessohnes Stimme hören? Lazarus und alle, die in Gräbern liegen? Nein, sondern diejenigen, die zum Glauben gerufen werden durch das Wort der Frohbotschaft Christi, die das Grab des Lazarus umstehenden, die Lebenden, sie sind die Toten, die das Leben, das nicht mehr stirbt, durch Christus erhalten sollen.

Aber das ist noch nicht alles. Das Leben in Gott und mit Gott, das dem Glaubenden geschenkt wird, ist nicht nur ein Leben des Geistes, sondern auch des Leibes, weil echt menschliches Leben, und insofern ist es doch wieder dem hiesigen ähnlich. Darum spricht Jesus nicht nur vom Leben, sondern auch von der Auferstehung. Die Auferstehung des Leibes ist sogar das erste, nicht nur in den Worten Jesu, sondern der Intention Gottes nach. Sie ist zwar ein zukünftiges Heilsgut, aber gerade jenes Gut, auf das der Erlösungswille Gottes letztlich ausgerichtet war. Was ewiges Leben ist, macht darum die mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommene Mutter des Herrn deutlicher als die Seligen, die noch der Auferstehung harren. Darum trägt nun aber auch das göttliche Leben, das wir in der Gnade schon besitzen und das sich in Glaube, Hoffnung und Liebe kundtut, den Keim der Auferstehung in sich; alles, was uns in Christus mit Gott vereint, drängt auf diese Vollendung hin. Alle Gnade ist Gnade Christi und als solche Gnade des Kreuzes und der Auferstehung. Wie darum durch sie der Leib am Kreuze Christi teilnimmt, so auch an der Auferstehung. Schon hier auf Erden muß unser Leib — noch besser: der ganze Mensch — von jener Herrlichkeit künden, die ihm einmal in Fülle zuteil werden soll.

Wenn nun der Herr im Hinblick auf dieses Geheimnis von sich sagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, so bezeichnet er sich damit nicht nur als Spender und Bewirker, sondern auch als Träger und Besitzer der vollendeten Seligkeit des Menschen. „Denn, wie der Vater das Leben in sich selber hat, so hat er auch dem Sohn verliehen, Leben in sich selbst zu haben“ (Joh 5, 26). Ja noch mehr. Er *hat* nicht nur dieses Leben, er *ist* es auch. Er in seiner menschlichen Natur ist vom ersten Augenblick seines Daseins an im tiefsten schon immer der Auferstandene, der Vollendete und Glückselige. Seine Seele lebt ohne Unterlaß im Angesicht seines Vaters, sein Leib aber wird trotz des Todes die Verwesung nicht schauen. So ist denn im Menschen Jesus unser Sieg über den Tod und unsere letzte Vollendung schon sichtbar unter uns. Denn was er ist, ist er nicht nur für sich, sondern auch für uns. Nur durch die gnadenhafte Gemeinschaft mit ihm, mit seiner Seele und seinem Leibe, werden wir der Herrlichkeit des Lebens in der Auferstehung teilhaftig. Wenn wir ihn darum in der heiligsten Eucharistie empfangen, dann essen und trinken wir die Auferstehung und das Leben, unsere Auferstehung und unser Leben. Mit Recht nannte man daher in den ersten christlichen Jahrhunderten die eucharistische Speise „die Medizin der Unsterblichkeit“.

Der Herr hätte uns nicht besser zur Meditation all dieser Geheimnisse anleiten können als durch die Auferweckung des Lazarus. Wie der Posaunenengel zum Gericht, so ruft er im Befehlston „mit lauter Stimme“ in die offene Grabhöhle hinein: „Lazarus, hierher! Heraus! Der Tote kam heraus, die Füße und Hände mit Binden umwickelt, und sein Gesicht war mit einem Schweißtuch umhüllt“ (v. 43—44). In einem erschütternden Bild — nur darum handelt es sich, nicht um die göttliche Wirklichkeit — zeigt sich, was es heißt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“.

WEG, WAHRHEIT UND LEBEN

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich.
Joh 14, 6

Das letzte der Ich-Worte Jesu ist eine Zusammenfassung aller vorhergehenden. Bezogen sich die einen: Licht, Brot, Tür und Hirt mehr auf die Mittlerrolle Jesu zur Erlangung des Heils, die anderen: Weinstock, Auferstehung und Leben mehr auf das Heil selbst, so bezeugt sich der Herr hier als beides, sowohl als Mittler wie als Heil, als Weg und Ziel in einem.

Wie das Wort vom Weinstock, ist auch dieses am Abend vor seinem Tod gesprochen. Jesus hatte sein Weggehen angekündigt. „Kindlein, nur noch eine kurze Weile bin ich bei euch. Ihr werdet mich suchen, und wie ich zu den Juden gesagt habe: Wohin ich gehe, dahin könnett ihr nicht kommen, so sage ich es jetzt auch euch“ (Joh 13, 33). Als Petrus ihn daraufhin fragte: „Herr, wohin gehst du?“, erhielt er noch einmal die gleiche Antwort, aber mit einem

bedeutsamen Zusatz: „Wohin ich gehe, dahin kannst du mir *jetzt* nicht folgen; du wirst mir aber später folgen“ (36). Der Apostel meinte wohl, Jesus wolle sich den bedrohlich gewordenen Nachstellungen seiner Feinde entziehen und vielleicht an einen unbekannten Ort gehen oder aber sich einer Gefahr aussetzen, der er sich nur allein gewachsen glaubte. Darum drängte er von neuem: „Herr, warum kann ich dir jetzt nicht folgen? Mein Leben will ich für dich hingeben“ (37). Jesus erwiderete ihm: „Dein Leben willst du für mich hingeben? Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Der Hahn wird nicht krähen, bevor du mich dreimal verleugnet hast“ (38).

Der Herr dachte an einen ganz anderen Weg als Petrus. Wie soll er seinen Jüngern das Geheimnis dieses Weges enthüllen? Geht das nicht über ihre Fassungskraft? Er holt vorsichtig aus und bereitet sie auf das Unglaubliche vor: „Euer Herz erschrecke nicht! Ihr glaubt an Gott; glaubt auch an mich!“ (14, 1). Damit ist die Richtung des Kommanden gewiesen. Was Jesus ihnen nun sagen wird, ist nur im Glauben an ihn zu verstehen. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Wäre es nicht so, dann hätte ich es euch gesagt; ich gehe ja hin, um euch eine Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingegangen bin und euch eine Stätte bereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit da, wo ich bin, auch ihr seid. Und wohin ich gehe — ihr kennt den Weg. Da sagte Thomas zu ihm: Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst; wie sollen wir den Weg kennen? Jesus sagte zu ihm: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (14; 2—6).

Der Weg, von dem Jesus spricht, ist der Weg zum Vater. Er war für uns Menschen verschlossen. Niemand konnte ihn gehen. Nur einer war imstande, ihn von neuem zu bahnen und für alle gangbar zu machen. Das war Christus. Er ist ihn als erster gegangen. Wie ein Liebender dem Geliebten, so stürmte er dem Vater entgegen, und dieser erwartete ihn voll Sehnsucht. Dennoch war der Weg mühsam. Er ist von den Blutspuren Jesu gezeichnet und hat ihn das Leben gekostet. Aber das mußte so sein. Die Sünde lag wie ein großes Hindernis zwischen der Menschheit und Gott. Nur im Gehorsam des Sohnes bis zum Kreuz sollte sie nach dem Willen des Vaters überwunden werden. Im Sterben, in der schmerzlichen, aber zugleich glühenden Hingabe seines Lebens, schlug Jesus die Brücke hinüber in die Herrlichkeit des Himmels, öffnete er uns den Weg in das Herz seines Vaters. Der Hebräerbrief gebraucht noch ein anderes Bild. Nach ihm hat Christus uns „einen neuen, lebenbringenden Weg (ins Allerheiligste des Tempels, vor das Angesicht des Vaters) durch den Vorhang hindurch, nämlich durch sein Fleisch, erschlossen“ (Hebr 10, 20). Er selbst, für sich allein, brauchte diesen Weg eigentlich gar nicht mehr zu gehen. Er war ja schon immer am Ziel, vom ersten Augenblick seines menschlichen Daseins an. Aber „um uns und unseres Heiles willen war er vom Himmel herabgestiegen“, vom Vater fortgegangen, hatte er sich „entäußert“. Mit unserem Schicksal beladen, mit dem Fluch, der auf der Erde lag, mit der Sünde der ganzen Menschheit, weilte auch er während seines irdischen Lebens in der Ferne, in der Verbannung. Als unser Erlöser mußte er zuerst einen langen, schmerzlichen Weg gehen, um endlich zum Vater, von dem er ausgegangen war, zurückzukehren und auch für uns eine Stätte zu bereiten.

Aus all dem wird nun verständlich, warum der Herr so ausdrücklich betont: „Wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen“. Es steht ja gar nicht in des Menschen Macht, die Grenzen seines irdischen Daseins zu überschreiten, und noch viel weniger, jenes ‚Land‘ zu betreten, das Gottes ureigenster Bereich ist. Ebenso versteht man aber auch Jesu Wort an Petrus: „Wohin ich gehe, dahin kannst du mir *jetzt* nicht folgen; du wirst mir aber später folgen“. Da Christus den Weg zum Vater *für uns* neu gebahnt hat, kann ihn nun jeder gehen, der an ihn glaubt. Glaube aber ist das gleiche wie Nachfolge. Wer also zum Vater kommen will, muß Christus nachfolgen, hinter ihm hergehen, denselben Weg, den er uns vorangeschritten ist. Der Weg in das Allerheiligste, in die Herrlichkeit des ewigen Lebens führt darum durch den Tod hindurch, bedeutet Anteilnahme am Leiden und Sterben Jesu Christi. Allein könnte der Mensch diesen Weg nie gehen, auch nicht, nachdem Christus ihn zuvor gegangen ist. Der Herr muß vielmehr zurückkommen und ihn holen. „Wenn ich hingegangen bin und euch eine Stätte bereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit da, wo ich bin, auch ihr seid“. Das Gehen zum Vater ist im tiefsten ein von

Christus Getragenwerden, Nachfolge Christi ein von Christus Gezogenwerden. Nur so brauchen wir das Kreuz und die Dunkelheit, die tägliche Tötung des Alten Menschen, die ständige Vorwegnahme unseres leiblichen Todes nicht mehr zu fürchten. „Euer Herz erschrecke nicht! Ihr glaubt an Gott; glaubt auch an mich!“

Der Herr hat uns also nicht nur den Weg zum Vater erschlossen und dann allein gelassen; er ist uns nicht nur vorangegangen, um dann in der Herrlichkeit seines Reiches auf uns zu warten oder uns vom Himmel gnadenhaft eine Kraft zur Nachfolge zukommen zu lassen. Er ist vielmehr im bleibenden Sinne unser Weg, unser einziger Weg. Glaubend, hoffend und liebend müssen wir immer mit ihm in Verbindung bleiben, wollen wir wirklich von uns sagen, wir seien auf dem Wege. Für Christus aber heißt das: Er ist Mitpilger in seiner pilgernden Kirche und in jedem ihrer Glieder. Er ist in *uns* noch unterwegs, und wir sind in *ihm* schon angekommen.

Damit kommen wir nun auch zum Verständnis der beiden letzten Selbstaussagen Jesu (Wahrheit und Leben) und ihrem Verhältnis zum Geheimnis des Weges. Wer im Glauben Jesus nachfolgt, glaubend an ihm teilhat, der *erkennt* nicht nur immer mehr die Wahrheit, die Geheimnisse der Offenbarung, sondern der *steht* in der Wahrheit, d. h. in der offebaren göttlichen Wirklichkeit, die Jesus selber ist, der wird ein Wissender in dem Sinn, daß er immer und in allen Lagen in einem tiefen Einverständnis mit dem Herrn lebt und auch noch hinter den Rätselhaftigkeiten der Welt und des Lebens die gütige Hand des Vaters weiß; er wandelt im Licht. Die personhafte Wahrheit Gottes in Christus ist damit zugleich auch Leben, personhaftes göttliches Leben.

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Kunst- und Frömmigkeitsgeschichte

Fink, Josef: Noe der Gerechte in der frühchristlichen Kunst (Beifolge zum Archiv für Kulturgeschichte. Herausg. von H. Grundmann u. F. Wagner, Heft 4). Münster/Köln, Böhlau-Verlag, 1955. 123 S. und 63 S. Bildtafeln, br. DM 14,80; geb. DM 16,80.

Der Vf., Dozent für christliche Archäologie an der Universität Münster, der schon durch eine Reihe von fachlichen Veröffentlichungen hervorgetreten ist, sucht in der vorliegenden Studie das frühchristliche Bild des betenden Noe in der Arche kunstgeschichtlich und theologiegeschichtlich einzuordnen. Die von ihm eingeschlagene Methode ist keine einseitige und ausschließliche, sei es nur von der kunstgeschichtlichen Überlieferung des Bildtypus, sei es nur von den Texten herkommend, sondern komplexer Natur. Zunächst erfolgt eine exakte kunstgeschichtliche Analyse des Bildtypus. Sie erfaßt 1. einen genealogischen Überblick über den Typus des Beters (Gestus der erhobenen

Hände, Orantenstellung) und der in einem Kasten geborgenen Gestalt von der Antike bis zum Christentum, 2. eine Analyse des christlichen Noebildes und seiner Attribute (Taube mit Olzweig, Ein-Mann-Arche) und 3. dessen Einordnung in den frühchristlichen Bilderkreis (frühchristliche Rettungsbilder, Jonasszene, pagane Parallelen zum christlichen Rettungsthema, Bekenner- und Anbetungsbilder, Taufsymbolik). Daran schließt sich eine Beschreibung der hauptsächlichsten Noebilder in den Katakomben, auf Sarkophagen und Grabplatten und der Versuch ihrer chronologischen Einordnung an; ihre Entstehung wird von der Mitte des 3. bis zum Ende des 4. Jhrds. datiert. Erst nach diesen Vorarbeiten schreitet der Vf. auf Grund der zeitgeschichtlichen christlichen Situation und gleichzeitiger Texte zu einer Deutung des thematischen Noebildes und kommt dabei zu einem überraschenden Ergebnis. Der auf den frühchristlichen Denkmälern stets wiederkehrenden Bildergruppe Noe—Daniel—Job gehen bei den Kirchenvätern Texte parallel, die im Anschluß an Ez 14, 20 die drei alttestamentlichen Gestal-